DER JUNGE HERDER UND HAMANN.[1]

Es ist ein charakteristischer Zug der deutschen klassischen Literaturepoche, dass die Errungenschaften der älteren Generationen durch das Medium der Freundschaft auf die jüngeren fortgeleitet und auf diese Weise lebendig erhalten und gesteigert werden. Der Bund zwischen Schiller und dem um zehn Jahre älteren Goethe bezeichnet den Höhepunkt der Entwicklung. Goethe hat zu seinen epochemachenden Jugendwerken den entscheidenden Antrieb durch den Umgang mit Herder empfangen, der ihm zwar nur fünf Jahre an Alter voraus, an Lebenserfahrung und Reife aber um das Doppelte überlegen war. Herder wiederum verdankt einen nicht geringen Teil der Anregungen, die für seine Richtung und Bedeutung entscheidend geworden sind, der Freundschaft mit dem vierzehn Jahre älteren Hamann.

Vom Anfang von Herders Studentenzeit (1764) bis zu Hamanns Tode (1788), vierundzwanzig Jahre hindurch, besteht diese Freundschaft zwischen den beiden an Alter so ungleichen Männern, kaum je vorübergehend durch leichte Missverständnisse oder sachliche Differenzen getrübt, niemals ernstlich gefährdet oder gar unterbrochen. Herder hat bei seinem eigenartigen, empfindlich-reizbaren Temperamente in diesem ganzen Zeitraum—von seiner Gattin abgesehen—keinen Menschen gehabt, dem er sich mit gleicher Rückhaltlosigkeit

[1] In diesem Aufsatz möchte ich eine Sammlung von Lesefrüchten bieten, um dadurch die Abhängigkeit des jungen Herder von Hamann in ein schärferes Licht zu rücken, als das bei Haym und andern soweit geschehen ist. Ich beschränke mich hier zunächst auf die kleineren Abhandlungen, mit denen Herder seine schriftstellerische Tätigkeit eröffnet, und auf das erste grössere Werk, das seinen literarischen Ruhm begründet hat, die "Fragmente."

erschlossen, mit gleicher Liebe hingegeben hätte, wie diesem "einzigen und ältesten" seiner Freunde. Wie schnell und innig Herder sich an ihn angeschlossen, das zeigt unter Anderm ein Abschiedsbillet, das er an Hamann richtete, als dieser im Juni 1764 eine längere Reise antrat. Der Brief enthält Zeilen zärtlicher Anhänglichkeit und schliesst mit den Worten: "Der Himmel führe Sie, den besten, den ich kannte, glücklich."[1] Der junge Herder fand in Hamann seinen Mentor, dem bei zärtlicher Liebe er dennoch sich unterzuordnen genötigt war. Zu keinem Genius hat er mit grösserer Bewunderung aufgeschaut, als zu dem "Magus des Nordens." Das rastlose Bedürfnis des Kritisierens, Tadelns und Bessermachens, dem er bisweilen in verletzender Schärfe fröhnte,[2] ging hier in dem Gefühl tiefwurzelnder Verehrung beinahe völlig unter. Herder konnte dasselbe und mehr von Hamann bekennen, was Lessing von Diderot sagte: dass er ihm einen grossen Teil seiner Bildung schulde (Lachmann-Muncker, *Lessings sämtliche Schriften.* Bd. 8, 288). Denn neben Kant und Winckelmann war Hamann der bedeutendste Lehrer seiner Jugend.

Beide waren verwandte Naturen. Als Söhne des gestaltlosen Nordens waren beide mit der Gabe der inneren Anschauung verschwenderisch ausgestattet; beide in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, von der geistigen Abhängigkeit und Pedanterie ihrer Ungebung beengt, dennoch von ungebeugtem Selbstgefühl und voll Sehnsucht nach Wirkungen auf die Menschheit; beide niemals fertige, unklare, unharmonische Charaktere; spöttisch witzig und gutmütig humoristisch; rastlos und grüblerisch eindringend, unvermögend, eine reiche Phantasie in plastischer Gestaltung zur Ruhe zu bringen. Bei beiden jene Folgerichtigkeit der Entwicklung, deren Keime schon in der Erstlingsschrift beinahe vollzählig enthalten sind; beide sind Autodidakten, "Wühler in den Schätzen sowohl wie im Schutt der

[1] Vgl. Otto Hoffmann, *Herders Briefe an Joh. Georg Hamann.* Berlin, 1889. S. 2.

[2] Vgl. hierzu den sehr bezeichnenden Brief Mendelssohns an Herder vom September 1781. (*Aus Herders Nachlass* II, 226).

Literatur, kreuz- und querziehende Philologen, unersättliche Bücherverschlinger." [1] Beide gehen in ihren Schriften von der Sprache aus mit liebevollem Verständnis für das Dialektische und Provinzielle als das Eigentümliche, Individuelle und Ursprüngliche in der Sprache eines Schriftstellers oder Volkes, die "lebenströmenden Quellen der Natur;" bei beiden der Trieb zu historischer Auffassung, die geniale Intuition bei umfangreicher Belesenheit, die Verachtung von "System und Regelkram," eine wunderbare Gabe des Aneignens, Nachlebens und Charakterisierens und die stets festgehaltene Beziehung zwischen Kunst und Leben; bei beiden der Glaube an die "niederen Seelenkräfte," die alsbald als die höhern, als die eigentlich lebenzeugenden erkannt werden sollten. "Hamanns Schriften durchweht das Morgengefühl eines siegreich aufsteigenden Tages; stürmischer noch, erwartungsvoller und atemloser lebt das gleiche Gefühl in seinem entdeckungsfrohen Schüler. Beide verschmähen es darum, mit Winckelmann in der Anschauung antiker Kunstoffenbarungen beseligt auszuruhen; sie drängen ungeduldig vorwärts; nicht Kopisten, sondern Originale heisst ihre Losung, und was sie erwecken wollen, das sind—*deutsche Klassiker.*" [2]

In der ersten selbständigen Abhandlung, die Herder veröffentlichte: "Über den Fleiss in mehreren gelehrten Sprachen" (*SWS.* 1, 1 ff., vgl. 30, 7 ff.),[3] erklärt er mit Anlehnung an Winckelmanns "Erläuterungen der Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (*WW.* 1, 129 ff.),[4] die Verschiedenheiten der Sprachen aus dem Einfluss des Klimas. "Es schufen sich

[1] Rudolf Haym, *Herder* I, S. 61.

[2] Arnold E. Berger, *Der junge Herder und Winckelmann.* Halle a. S. 1903. S. 16.

[3] Mit dieser Abkürzung ist Suphans Herderausgabe bezeichnet, nach der alle Citate gegeben sind.

[4] Ich citiere nach der Gesamtausgabe der Winckelmannschen Werke, die von C. L. Ferdow begonnen, von Heinrich Meyer und Johann Schulze fortgesetzt, in 8 Bänden (Dresden, 1808–20) erschienen ist. Ich bezeichne diese Ausgabe mit *WW.*

tausend Sprachen nach dem Klima und den Sitten von tausend Nationen. Wenn hier der Morgenländer unter einem heissen Scheitelpunkt glühet: so strömt auch sein brausender Mund eine hitzige und affektvolle Sprache fort. Dort blüht der Grieche in dem wollüstigsten und mildesten Himmelsstrich auf (vgl. *WW.* 1, 134 und 140): sein Leib ist, nach Pindars Ausdruck, mit der Gratie übergossen: seine Adern fliessen von sanftem Feuer, seine Glieder sind ganz Nerve, seine Sprachwerkzeuge fein, und unter ihnen entstand also jene feine attische Sprache, die Gratie unter ihren Schwestern.[1] (Zu der Pindarstelle vgl. *WW.* 5, 247). Die Römer, die Söhne des Mars, sprachen stärker und holten erst aus Griechenland Blumen, ihre Mundart zu verschönern. Noch männlicher redet der kriegerische Deutsche; der muntere Gallier erfindet eine hüpfende und weichere Sprache; der Spanier giebt seiner ein gravitätisches Ansehen, sollte es auch bloss durch Schälle sein" (*SWS.* 1, 1 f.). Nun nimmt aber der Schüler Hamanns das Wort und erklärt fremde Sprachen für unentberlich. "Wie wenig Fortschritte würden wir gethan haben, wenn jede Nation in die enge Sphäre ihrer Sprache eingeschlossen, für die Gelehrsamkeit allein arbeitete? Ein Newton unseres Landes würde sich mit einer Entdeckung martern, die dem englischen Newton lange ein entsiegeltes Geheimnis war. . . . Welch ein Schatz von Entdeckungen ist jede Sprache der Gelehrsamkeit! Geheimnisse, die die mitternächtliche Lampe der Alten erfand, siehet jetzt die Sonne des Mittags. Schätze, die der Schweiss einer fremden Nation aus den Adern der Tiefe grub, teilt ihre Sprache unter andre Völker als Beuten aus" (*SWS.* 1, 3 f., vgl. *Hamann: R.* 2, 152).[2] Wir sollen unsern Geist bereichern und beweglich erhalten an dem Studium fremder Sprachen, aber der Leitfaden durch ihr Labyrinth sei unsere Mutter-

[1] Vgl. dazu aus Herders erster Königsberger Schulrede: "Est totum corpus nervus, est tota anima ignis ac flamma" etc. (*SWS.* 30, 4). Herder bringt das in den *Fragmenten* wieder (1, 138 und 144).

[2] Hamanns Schriften, hrsg. von Fr. Roth (Berlin, 1821–25). Nach dieser Ausgabe ist auch weiterhin citiert.

sprache (1, 5). "Wenn wir unsere Muttersprache auf der Zunge behalten, so werden wir desto tiefer in den Unterschied jeder Sprache eindringen" (1, 6). Dasselbe hatte auch Hamann betont: "So sollte die Erlernung der fremden Sprachen als ein Hülfsmittel, die Muttersprache besser zu verstehen, an Gedanken fruchtbar zu werden, selbige zu zergliedern, die Zeichen derselben gegeneinander zu halten, den Unterschied derselben zu bemerken, kurz, was ein blosses Gedächtniswerk zu sein scheint, als eine Vorbereitung und Übung aller Seelenkräfte und höherer, wichtigerer, schwererer, ja geistlicher Dinge gebraucht werden" (*R.* 1, 159). Nach Herder ist "der Gelehrte in fremden Sprachen, der in seiner eignen ein Barbar bleibt, nichts als ein lächerlicher Allwisser" (1, 7). Mit Hülfe unserer Muttersprache werden wir in andern Sprachen "hier Lücken, dort Überfluss, hier Reichthum, dort eine Wüste erblicken, und die Armut der einen mit den Schätzen der andern bereichern können. Denn in welchem genauen Bande steht Sprache und Denkart?" (1, 6). Damit vergleiche man Hamanns Ausführungen: "Die Lineamente der Sprache werden mit der Richtung ihrer Denkungsart correspondieren; und jedes Volk offenbart selbige durch die Natur, Form, Gesetze und Sitten ihrer Rede ebensogut als durch ihre äusserliche Bildung und durch ein Schauspiel öffentlicher Handlungen. . . . Aus der Richtung der Denkungsart entsteht der vergleichungsweise Reichthum in einigen und die damit parallel laufende Armut in andern Fällen eben derselben Sprache" (*R.* 2, 123; vgl. noch 2, 16). Hamann und Herder sind also eins in der Ansicht, dass Denkart und Sprache in ihren Wechselbeziehungen den Charakter eines Volkes im Gegensatz zu andern kennzeichnen.[1] Die in dieser Abhandlung flüchtig hingeworfenen Gedanken über die Sprache hat Herder dann in der ersten Sammlung der *Fragmente* weiter entwickelt.

[1] Bei Winckelmann erscheint allerdings die Beschaffenheit der Sprache und ihrer Werkzeuge durch den "Einfluss des Himmels" bedingt und die menschliche Gestalt wie die besondere Denkart durch die Natur des jeweiligen Landes, während "die tiefere psychologische Verknüpfung von Sprache *und* Denkart bei ihm noch nicht vollzogen ist" (vgl. Berger *a. a. O.*, S. 13).

Nicht nur inhaltlich erinnert der Aufsatz an Hamannsche Gedankengänge, auch Ausdruck und Satzbau zeigen Hamanns Weise. Entlehnungen im einzelnen sind z. B.: "So weinte Alexander am Grabe Achills nach dem Ruhm des Überwinders, an Alexanders Bild schuf sich Cäsar zum Helden und Peter an der Säule des Richelieu zum Schöpfer von Russland" (*SWS.* 1, 5; ähnlich 1, 25: "War Peter der Grosse nicht ein wahrer Patriot, da er der Schöpfer eines neuen Vaterlandes wurde? .... was war's, dass seine Hände um die Säule des Richelieu schlug?"), womit zu vergleichen ist bei Hamann: "Wenn Cäsar Thränen vergiesst bei der Säule des macedonischen Jünglings, und dieser bei dem Grabe Achills mit Eifersucht an einen Herold des Ruhms denkt. . . ." (*R.* 2, 17; vgl. auch 4, 270). Das Bild von Alexander und Cäsar auch *SWS.* 2, 266. Der Ausdruck: "die Wärterinnen sind unsre ersten Lehrer" (*SWS.* 1, 6) erinnert an Hamann 4, 30, wo von dem "Einfluss der Wärter und Vormünder" die Rede ist.

Die fragmentarische "Abhandlung über die Ode" (*SWS.* 32, 61 ff.) knüpft an die nämlichen Ausführungen Winckelmanns an (vgl. Berger *a. a. O.*, S. 17). Herder nennt die Ode einen "Proteus unter den Nationen," wie Kant den Geschmack in seiner Wandelbarkeit einen "Proteus" genannt hatte.[1] Dies Schlagwort Herders kehrt auch bei Hamann öfters wieder (vgl. *R.* 1, 415; 2, 98; 3, 278). Wenn Herder behauptet, "das erstgeborne Kind der Empfindung, der Ursprung der Dichtkunst und der Keim ihres Lebens ist die Ode" (*SWS.* 32, 62), so stimmt das überein mit den ihm von Hamann eingeprägten Grundanschauungen von dem Wesen aller Poesie. "Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, und die Muttersprache ist das Lied" (*R.* 2, 258). Der Hamannsche Standpunkt tritt noch entschiedener hervor in den Worten: "*Unsere* Gegenstände soll die Ode bearbeiten. Lasst uns *unsere* Menschen nach unserm Gesicht malen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstrich zu holen"

[1] Kants Werke, hrsg. von Hartenstein, 8 Bde. (Leipzig, 1867–68), 2, 279.

(*SWS.* 32, 69). Dadurch allein könnten es die Deutschen zu "Originalstücken von Oden" bringen. Hamann wundert sich, dass wir Kopisten werden sollen, da wir doch Originale sein können, "Bürger eines freien Staates," denen kein "ästhetischer Moses dürftige Satzungen vorschreiben darf" (*R.* 2, 196 f.). Von Winckelmann hat Herder gelernt, Stilepochen abzugrenzen (vgl. Berger *a. a. O.*, S. 18 f.). "Die erste Ode, das nächste Kind der Natur," war unmittelbar ausbrechender subjektiver Affekt; später wurde sie mehr objektiv, das verminderte Gefühl wurde durch die Phantasie ersetzt; "doch noch stets sang sie einen individuellen Fall." Es folgte die rührende Ode "voll Bewunderung, die immer kälter, betrachtender, allgemeiner wurde, bis sie den Schein der Empfindung verlor und eine moralische Predigt über einen allgemeinen Satz wurde" (*SWS.* 32, 72 f.). Ebenso Hamann, *R.* 2, 280. In einem Brief hatte Hamann an Herder geschrieben: "Den Ursprung der Dichtkunst in der Ode zu suchen, geht insofern an, als man unter ersterer eine *φιλοσοφία μουσική* versteht" (*R.* 3, 333). Herder greift den Ausdruck auf und bezeichnet demnächst die Ode als Lied, "dessen Instrument die Pfeife oder Trompete ist."

Auch in dem "Versuch einer Geschichte der lyrischen Dichtkunst" (*SWS.* 32, 85 ff.) sucht Herder die Frage nach dem Ursprung der Poesie zu lösen. Die Dichtkunst ist nicht auf einmal entstanden; sie fing an mit elenden Versuchen, schlechten Spielen, aus denen ziemlich spät Handgriffe wurden, noch langsamer Künste, sehr spät Regeln und noch später Wissenschaft. "Die Poetiken grosser kritischer Schriftsteller führen gemeiniglich eine Stelle der Alten, wie ein Orakel, an, um den Ursprung der Dichtkunst zu zeigen, bei dem sie sich genügen lassen. Nun sind diese Nachrichten so kurz, dass sie einem vorbeistreichenden Blitz gleichen; sie gewähren uns einen kurzen Anblick, nie aber ein vollkommenes Anschauen. Und es ist also dieser Teil der Geschichte meistens ein Feld todter Gebeine geblieben, die man gesammelt, ohne sie zu einem Körper zu beleben" (*SWS.* 32, 89). Dieser Vergleich stammt

aus dem zweiten der "Hellenistischen Briefe" Hamanns. Dort äussert sich Hamann, der einen lebendigen Sinn für Geschichte besass, wenn er denselben auch schriftstellerisch wenig betätigt hat, folgendermassen: "Das Feld der Geschichte ist mir immer wie jenes weite Feld vorgekommen, das voller Beine lag,— — und siehe! sie waren sehr verdorret. Niemand als ein Prophet kann von diesen Beinen weissagen, dass Adern und Fleisch darauf wachsen und Haut sie überziehe. — — Noch ist kein Odem in ihnen" (*R.* 2, 218).

Mit Entschiedenheit wendet sich Herder gegen die Ansicht vom göttlichen Ursprung der Poesie, wie gegen die andere, dass alle Nationen sie von einem Volke entwandt hätten. "Notwendigkeit und Bedürfnis ist die Mutter der Dichtkunst, und die Religion ist eine von den ersten Bedürfnissen, die ihre Erfindung notwendig machte" (*SWS.* 32, 105).[1] Auch Hamann spricht einen ähnlichen Gedanken aus (vgl. *R.* 2, 260 f.).

Aus der Furcht leitet Herder mit Hume die Religion her: Gebete, Opfer und Gebräuche waren das Mittel, die zürnende Gottheit zu gewinnen. Da solche Gebete aber nicht Einzelnen überlassen blieben, sondern vom ganzen Volk ausgingen, so mussten sie notwendig Gesänge mit rythmischen Massen sein (*SWS.* 32, 107). An den sinnlichen Fall einer Gefahr z. B. knüpften sie an, sie waren also voll lebendiger Handlung. Orpheus malte in seinen Hymnen die Nacht nicht "mit aller ihrer dunklen Tracht" (vgl. die Darstellung der Nacht bei Winckelmann 2, 549), sondern er besang sie als "Gebärerin der Götter und Menschen, als den Ursprung aller Dinge, die Hervorführerin der Sterne" u. s. w. Die Gratien zeigt er "als Mütter der Freude, als vergnügte Tänzerinnen," nicht wie die späteren Dichter "bis auf den Nagel am Fuss." "Alles lebt und thut Thaten;" "Leidenschaft und Handlung ist die Seele der Dichtkunst" (*SWS.* 32, 112 und 122). Herder fusst hier auf Hamann, der diesen Standpunkt in seinen ersten Schriften

[1] So hatte auch Winckelmann behauptet (vgl. *WW.* 3, 6).

so energisch geltend zu machen versucht. "Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften" (*R.* 2, 208); "Handlung ist die Seele der Beredtsamkeit und auch der Schreibart" (*R.* 2, 111; vgl. noch: 2, 287 und 402). Die nun folgende Darstellung der religiösen Poesie der alten Hebräer erinnert überall an Hamannsche Gedankengänge.

In dem schwungvollen Aufsatz "Der Redner Gottes" (*SWS.* 32, 3 ff.), der Herders Ideal eines Kanzelredners zeichnet, ist die Winckelmannsche Sprachfärbung deutlich zu spüren (vgl. Berger *a. a. O.*, S. 22). Unmittelbare Beziehungen auf Hamann sind wenig zu erkennen. "Redner Gottes! gross im Stillen, ohne poetische Pracht feierlich, ohne ciceronische Perioden beredt." "Meine ganze Seele ist Auge,[1] dieser stille Ton der Seele . . . gleich einem stillen See, der auf einen belebenden sanften Hauch des Abendzephyrs wartet" (*SWS.* 32, 7). Vgl. Hamann: "Herz! sei wie ein stilles Meer! — — Höre den Rath" (*R.* 2, 264). Der Prediger nach dem Herzen Herders legt "einige Erfahrungen, eine Beobachtung, einen Vorfall aus dem menschlichen Leben zum Grunde" (*SWS.* 32, 6). So hatte auch Hamann von den alten Rednern gesagt (vgl. *R.* 2, 218 f.). "Ja freilich, wenn ich, statt des Bildes, todte Buchstaben sehe, trockene allgemeine Sittenlehren, so fühle ich nichts von der Wollust der Anschauung, denn das trockene Allgemeine gibt kein Bild.—Hier lebt alles. . . . Der Mann zeigt mir nicht, dass er studiert hat; aber nie habe ich es gemisst, dass er's nicht hat" (*SWS.* 32, 9). "Rede, dass ich dich sehe!" ruft Hamann aus (*R.* 2, 261); ferner: "Wenn du eine Rede (oder Predigt) zu halten hast, so rede so, dass dich die *Kinder* verstehen können, und sich mehr auf den Eindruck, den du ihnen mittheilen kannst, als auf den Beifall gelehrter und witziger Maulaffen" (*R.* 1, 383).

Der etwas verworrene Entwurf über das Problem "wie die Philosophie zum besten des Volkes allgemeiner und nützlicher

[1] Diesen Ausdruck will Berger (S. 22) für Winckelmann in Anspruch nehmen; vgl. indessen Suphans Bemerkung zu "ganz Ohr, ganz Seele" u. s. w. *SWS.* 4, 508 f.

werden kann" (*SWS.* 32, 31 ff.) ist in seinem Grundgedanken Kantisch; doch enthält er auch manche Spuren der Abhängigkeit von Hamann, auch Anklänge an Rousseau und Abbt finden sich darin. Die äusserliche Anregung zu der Abhandlung "fiel mitten in die Gedankengährung hinein, in die Herder durch die Deklamationen Rousseaus gegen die Eitelkeit und Verderblichkeit der Wissenschaften, durch Kants und in anderer Weise durch Hamanns Äusserungen über alles leere Metaphysiciren ohne Sokratische Bescheidung und Richtung auf das dem Menschengeschlecht wahrhaft Frommende, endlich durch die eine und andere Auslassung Abbts gestürzt worden war" (Haym *a. a. O.*, S. 94). Hamann hatte in der Einleitung zu den "Sokratischen Denkwürdigkeiten" erklärt, "dass unsere Philosophie eine andere Gestalt notwendig haben müsste, wenn man die Schicksale dieses Namens oder Wortes Philosophie nach den Schattierungen der Zeiten, Köpfe, Geschlechter und Völker, nicht wie ein Gelehrter oder Weltweiser selbst, sondern als ein müssiger Zuschauer ihrer olympischen Spiele studiert hätte oder zu studieren wüsste" (*R.* 2, 15 f., vgl. 2, 80). Herder sagt: "Wenn irgend eine Muse die Ruhe liebt, so ist's die Göttin der Philosophie" (*SWS.* 32, 40). Nach Herder hat die Philosophie "zu einer Zeit, unter einem Volke, ja oft in verschiedenen Zeitpunkten eines und desselben Menschen die Metamorphose des Urteils ausstehen müssen: sie ist ein Proteus unter den Nationen geworden" (*SWS.* 32, 31; damit vgl. Hamann, *R.* 1, 415; 2, 98.) Der Geist der Philosophie hat selbst in einzelnen Männern nie zusammenbestehen können. In Spinoza und Cartesius ward die Philosophie "ein Gewebe unglücklicher Hypothesen; Leibniz dichtete glücklich, und Wolf—der grosse Sprecher seines Erfinders, gab ihr die mathematische Schlachtordnung und Losungswörter, mit welchem Glück!" (*SWS.* 32, 32). Vgl. das Urteil Hamanns über diese beiden letztgenannten Philosophen: *R.* 2, 215 f. Es ist eine eben so fruchtlose Arbeit, sich mit "Knüpfung und Auflösung philosophischer Knoten zu beschäftigen, als Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen" (*SWS.* 32,

38, ein Lieblingsausdruck Herders, der auch in Hamanns Schriften oft wiederkehrt; vgl. *R.* 1, 495; 2, 18). Die Philosophie muss die Psychologie voraussetzen, "wenn man sie nicht als zerstückte Glieder unserer Seele und als ein Feld voll Leichname betrachten will: denn wer wird von den Fähigkeiten eines Dinges reden, dessen Kräfte ich noch nicht kenne . . . ich habe es versucht, ihre Glieder in den Körper zurückzupflanzen, und ich habe gesehen, wie alsdann alles lebt; es kommt ein Geist in diese Gebeine: sie sind voll Leben" (*SWS.* 32, 38 f.) Dasselbe Bild bei Hamann, *R.* 2, 218. "Unsere Philosophiehistorie ist Fabel: höchstens höre ich etwas, was ihn, den Menschen, angeht und vorbei gelassen werden könnte: ich höre ihn, den Narren in Apophtegmen und Handlungen oder wenn ich ihn den Philosophen zu sehen bekomme: so ist's sein Brustbild, verstümmelt wie Dagon und Hände und Kopf sind von Wohlthaten der Neueren darzugesetzt" (*SWS.* 32, 47). Ein beliebtes Bild bei Hamann: vgl. *R.* 7, 62; 2, 16. Ganz aus Hamanns Seele geschöpft muten uns die Worte an, mit denen Herder eingedenk seines Amtes als Lehrer und Prediger die Lehrer der Tugend und der Religion auffordert: "O Lehrer der Religion! wie viel vergebliche Seelenängste habt ihr durch willkürliche Einteilungen und Schilderungen der Tugend erregt; wie viel junge Seelen habt ihr verwüstet durch Worte, die sie nicht verstanden. . . . O legt die Methoden ab, werdet Kinder; sonst wäre es besser, ihr hättet geschwiegen" (*SWS.* 32, 55). Auch Hamann hatte klar erkannt, weshalb der Unterrieht in den Schulen statt Lust zum Lernen zu erwecken, gerade das Gegenteil bewirkte. Daher seine Mahnung: "Kinder müssen wir werden u. s. w." (*R.* 2, 271). Vgl. noch: "Das grösste Gesetz für Kinder besteht darin, sich zu ihrer Schwäche herunterzulassen, ihre Diener zu werden, wenn man ihr Meister sein will, ihnen zu folgen, wenn man sie regieren will u. s. w." (*R.* 2, 447, ebenso: 2, 432). Freiheit und Unabhängigkeit von sich und dem Urteil andrer ist das Hauptgesetz eines Philosophen. Daher sind diejenigen, "welche der Natur am

nächsten sind, die einfältigen Landbewohner," nach Herder wahre Philosophen. Denn sie sind die grössten Beobachter der Natur (vgl. Hamann: *R.* 2, 192), in ihrer Knechtschaft die freiesten Leute. . . . "Kurz, o Philosoph, gehe auf das Land und lerne die Weise der Ackerleute" (*SWS.* 32, 53). Die 32, 60, angezogene Behauptung Longius, dass "Poesie älter sei als Prosa," hatte auch Hamann als seine Meinung bezeichnet (vgl. *R.* 2, 258).

Die Rigaer Einführungsrede: "Von der Gratie in der Schule" (*SWS.* 30, 14 ff.) ist im wesentlichen vom Geiste Shaftesburys beherrsht,[1] und ihr pädagogisches Ideal deckt sich mit der "moral grace" des englischen Philosophen. In die Fassung des Begriffs sind auch Winckelmannsche Anschauungen eingeschlossen (vgl. Berger *a. a. O.*, S. 23 ff.). Die Schilderung des Lehrers, wie sie Herder entwirft, ist ganz in Übereinstimmung mit den Ansichten Hamanns. Nicht Zwang und Strafen, nicht trockene Vorhaltungen des künftigen Nutzens, sondern der "Reiz ist das Leitband, das die Jugend fesselt" (*SWS.* 30, 21). Wissenschaft und Tugend soll dem Knaben angenehm gemacht werden; Zutrauen muss der Lehrer in dem Schüler erwecken. Dieser wird den liebenswürdigen Lehrer schätzen und achten und sich ihm überlassen. "Er muss auf seiner Stirn gleichsam die einfältige und erhabene Wahrheit eines Vaters lesen können, der nichts spricht, was er nicht denkt, er muss das liebenswürdige und muntere Herz eines Freundes sehen" (*SWS.* 30, 23). Hamann verlangt vom Lehrer, dass er "ein väterliches Herz gegen Kinder habe" (*R.* 1, 570); er betont die "Menschenliebe eines Lehrers, der sich auch den schlechtesten Grund bei seinem Schüler gefallen lässt und ihn durch das, was er schon weiss, aufmuntert, mehr und weiter und besser zu lernen" (*R.* 1, 506). Herder wünscht sich das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, wie es zwischen Sokrates und Alcibiades bestand.

[1] Hatch, 'Shaftesburys Einfluss auf Herder.' *Studien zur vgl. Litt. G.* I, (1901), S. 112 f.

Dann ist die Schule ein "angenehmer Pflanzgarten; der Lehrer wandelt mit heiterer Stirn zwischen Freunden, die ihre Seele ihm geben. Er wird mit ihnen Jüngling, ihr Mitarbeiter, arbeitet vor und muntert sie mit seinem Feuer auf, wie eine Kohle die andere anglüht; von seinen Lippen voll Snada (vgl. *R.* 2, 180; 3, 409) entwenden sie die Worte u. s. w." (*SWS.* 30, 23). Alles in Hamannschem Sinne.

In der Festschrift: "Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten" (*SWS.* 1, 13 ff.) erinnert die Bemerkung über den Ursprung der bildenden Kunst an das erste Kapitel der Winckelmannschen Kunstgeschichte: "Jenes Mädchen, das den Schatten ihres Liebhabers an der Wand mit einer Kohle umriss, um sein Bild zu haben, war ohne ihren Willen die Erfinderin [1] der Malerei. Jener Grieche, der einen Stamm behieb, oben rot färbte und ihn statt der Füsse unten von einander sägte, schnitzte die erste Statue" (*SWS.* 1, 15). Herder fährt fort mit einem originellen Nachklang eines berühmten Rousseauschen Schlagwortes: [2] "Und jener Hausvater, der seine Familie in einen Kreis von Zelten sammelte und einen Zaun umherzog, war der erste König, der ein Publicum stiftete." Die erste der beiden im Thema gestellten Fragen verneint Herder; er kommt zu dem Schlusse, dass das Publicum der Alten ausgestorben sei sowohl in Absicht der Regierung wie in Absicht der Redner und Schriftsteller. Hamann hatte von den alten Rednern gesagt: "Sie legten Begebenheiten zum Grunde, machten eine Kette von Schlüssen, die in ihren Zuhörern Entschlüsse und Leidenschaften wurden" (*R.* 2, 218 f.). Dem setzt Herder entgegen: "Der Zweck des geistlichen Redners ist "nicht bloss zu gefallen, sondern zu erbauen, und dann soll er ja nicht nur auf drei Viertelstunden rühren, sondern auf eine ganze Lebenszeit heilige Entschlüsse zu erregen suchen: Entschlüsse, die nicht im Taumel der Leidenschaft, sondern in einer heitern stillen Seele (das Winckelmannsche Schlagwort)

[1] Vgl. *SWS.* 8, 41, und Herders anmutiges Gedicht: "Die Erfinderin der Künste," *SWS.* 29, 123; sowie die Anmerkung dazu *ebd.* S. 726.

[2] 'Discours sur l'origine de l'inégalité.'

aufblühen müssen" (*SWS.* 1, 19). Herder möchte nun zeigen, "dass auch das Theaterpublicum sehr geschwächt und beinahe verschwunden am Werthe sei: dass selbst das Parisische und Londonische Parterre kaum ein Schatten des Griechischen sein könne; allein hier verirre ich mich in die weiten Felder der Ästhetik, aus denen der Rückweg schwer wird, und vielleicht sagen schon einige Leser: obe jam satis! hoc sane leve et non dignum" (*SWS.* 1, 20); ein Lieblingscitat Herders, das auch Hamann häufig verwendet: vgl. *R.* 2, 188; 3, 45. Bejahend fällt die Antwort auf die zweite Frage aus. Trotz der veränderten politischen Anschauungen, trotz des veränderten Verhältnisses der Religion zum Staate haben wir noch, wie die Alten, ein Vaterland, dem wir unsere Hingebung und Liebe widmen können. Auch hier arbeitet Herder im wesentlichen mit Gedanken Shaftesburys (vgl. Hatch *a. a. O.*, S. 91 ff.). Herder wiederholt, was Abbt in seiner Schrift "Vom Tode fürs Vaterland" ausgeführt hatte: auch in einer Monarchie ist es "süss und ehrenvoll fürs Vaterland zu sterben." Uneigennützige Aufopferung fürs Vaterland, wenn auch nicht die blinde und phantastische früherer Zeiten, kennen auch wir noch. Ein leuchtendes Beispiel dafür ist Peter der Grosse. "War er nicht ein wahrer Patriot, da er als der Name und das Wunder unseres Jahrhunderts der Vater seines alten und der Schöpfer eines neuen Vaterlandes wurde?" (*SWS.* 1, 25). Damit vergleiche man bei Hamann: "Der Geschichte der Philosophie ist es wie der Bildsäule des französischen Staatsministers ergangen . . . ein Monarch, der Name eines ganzen Jahrhunderts, gab die Unkosten zum Denkmal. . . . Ein Schöpfer seines Volkes" (*R.* 2, 13 f.).

Die Skizze: "Parallele zwischen den griechischen und französischen Tragödienschreibern" (*SWS.* 32, 140 ff.) sollte eine Übersetzung mit Anmerkungen des 1760 in Lille erschienenen Werks: "Parallèle des tragiques grecs et français" werden; aber nur eine unvollendete Vorrede und Anmerkungen zum ersten Kapitel kamen zu Stande. Herder war ohne Zweifel durch Hamann auf das französische Werk aufmerksam gemacht

worden, der auch seinen Freund Lindner darauf verwiesen hatte (vgl. *R.* 2, 426). Gleich der Anfang des Vorberichtes bringt den Hamann entlehnten und von Herder schon früher gebrauchten Ausdruck: "Name eines Jahrhunderts" (*SWS.* 32, 140). Den Schüler Hamanns hören wir klar aus den Worten: "Die Franzosen gegen die Griechen zu halten, ist insonderheit vor ein Volk nötig, das so sehr von den Brosamen der Franzosen lebt, und sich sehr oft auf diese Kunst zu betteln etwas einbildet. Eben daher suche ich beständig den Gesichtskreis zu erweitern und nebst die handelnden Griechen und die sentimentsvollen Franzosen den malenden Britten zu setzen; wollten die Musen, wir hätten von allen drei gleichviel gelernt" (*SWS.* 32, 141). Damit vergleiche man bei Hamann: *R.* 2, 126, 210; 3, 76.

Vergleiche noch die Ansichten Herders über die Entwicklung der Geschichte (*SWS.* 32, 141 ff.) mit denen Hamanns. (*R.* 1, 10 f.).

Der Begriff der Schönheit, den Herder schon in den fragmentarischen "Betrachtungen über das verschiedene Urteil von der menschlichen Schönheit" (*SWS.* 32, 15 ff.) entwickelt hatte, wird weiter ausgeführt in der geistreichen Abhandlung: "Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?" (*SWS.* 1, 43 ff.). Dieselbe ist in der Hauptsache von Kants "Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" abhängig (Hartenstein, Bd. II, 277 ff.)[1] Haym (I, 40) sagt: "Fast sieht es aus, als ob Herder das Kantsche Werkchen aufgeschlagen neben sich liegen gehabt, als er diese Abhandlung schrieb. Denn nicht nur eine Menge Einzelheiten entnimmt er demselben,[2] sondern auf Kant ruht die ganze Ein-

[1] Vgl. C. Jaskulski, 'Über den Einfluss der vorkritischen Ästhetik Kants auf Herder' (*Ztschr. f. d. œsterr. Gymn.* 51, 1900, S. 193 ff.).

[2] Vgl. die Anführung des Humeschen Urteils über die geistige Inferiorität der Neger (S. 48) mit Kant VII, 435; die Bemerkung über den Ursprung der Männerurteile über weibliche Schönheiten (S. 50) mit Kant VII, 416; das Wort von den Lilien, die nicht spinnen (S. 52) mit Kant VII, 429; endlich die ganze Partie (S. 50–53) mit Kant VII, 414 ff. Vgl. ausserdem Suphan,

teilung des Schönen in mehrere Arten oder Stufen, durch die er die Beantwortung jener Frage hindurch verfolgt." Auch Anregungen von Shaftesburys Moralphilosophie (vgl. Hatch *a. a. O.*, S. 105) und Winckelmann finden sich verarbeitet (vgl. Berger *a. a. O.*, S. 27). Anklänge an Hamann sind nur wenige zu spüren. Ein Winckelmannscher Satz in Hamannscher Prägung eröffnet die Betrachtung: "Die Alten, insonderheit die alten Griechen, hielten so viel auf die edle Bildung des Körpers, dass ihre Weisen . . . dieselbe für ein Sinnbild göttlicher Eigenschaften und für Fussstapfen von der Gegenwart der Götter erklärten" (*SWS.* 1, 44). Hamann bezeichnet in den "Sokratischen Denkwürdigkeiten" im Anschluss an Winckelmann die Schönheit als höchstes Kunstprinzip des Altertums, stellt aber zugleich die Gegenwart in einen entschiedenen Gegensatz dazu: "Bei der Kunst, in welcher Sokrates erzogen worden, war sein Auge an der Schönheit und ihren Verhältnissen so gewohnt und geübt, dass sein Geschmack an wohlgebildeten Jünglingen uns nicht befremden darf.... Überdies wurden Schönheit, Stärke des Leibes und Geistes nebst dem Reichthum an Kindern und Gütern in dem jugendlichen Alter der Welt für Sinnbilder göttlicher Eigenschaften und Fussstapfen göttlicher Gegenwart erklärt" (*R.* 2, 24 f., vgl. dazu *WW.* 1, 9–18).[1] Auf Hamann weist folgende Stelle hin: "Sokrates hatte eine Bildung des Körpers, die einem Physiognomisten Gelegenheit gab, ihn vor den Lasterhaftesten auszuschreien. Sokrates Zuhörer pfiffen ihn aus, aber ihr Lehrer gab ihm Recht: das alles wäre ich geworden, wenn mich nicht die Weisheit gebessert hätte. Und freilich hat man zwar Kraft und Gelegenheit genug seine Seele, nicht aber seinen Körper

Die Rigischen Gelehrten Beiträge etc., (*Zeitsch. f. d. Phil.* VI, 80 f.) und dessen Aufsatz "Herder als Schüler Kants" (*Zeitschr. f. d. Phil.* IV, 233 ff.).

[1] Ähnlich hat dann Klopstock das Recht und die Würde der christlichen Kunst gegenüber Winckelmanns Griechenvergötterung betont. Seine Kritik der "Gedanken über die Nachahmung" im 3. Bande des "Nordischen Aufsehers" (vgl. dazu *SWS.* 3, 249 ff.) ist am bequemsten zugänglich bei Back und Spindler: *Klopstocks sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften* (Bd. 4, S. 125 ff., Leipzig, 1830).

umzubilden" (*SWS.* 1, 54). Vgl. bei Hamann: "Wenn man die Zeiten des Heidenthums kennt, in denen Sokrates lebte, so ist es eine thörichte Mühe, ihn von einem Laster weiss zu brennen, das unsere Christenheit an Sokrates übersehen sollte, wie die artige Welt an einem Toussaint die kleinen Romane seiner Leidenschaften, als Schönfleckchen seiner Sitten. Sokrates scheint ein aufrichtiger Mann gewesen zu sein, dessen Handlungen von dem Grund seines Herzens und nicht von dem Eindruck, den andere davon haben, bestimmt worden. Er leugnete nicht, dass seine verborgenen Neigungen mit den Entdeckungen des Gesichtdeuters einträfen; er gestand, dass dessen Brille recht gesehen hätte: dass er das ihm beschuldete Laster gehasst, wissen wir aus seinem Eifer gegen dasselbe" (*R.* 2, 24 f.). Eines Hamannschen Bildes bedient sich Herder in dem Satz: "Ein Betrüger und eine Betrügerin kann so sehr den Reizen der Natur durch lange Übung und Mühe nachäffen, dass endlich der Trugschluss entsteht: dieser Pfau ist so schön, wie schön wird er singen? Diese Nachtigall singt so schön, wie schön wird sie schmecken?" (S. 54). Vgl. damit bei Hamann: *R.* 4, 252.

Herders 'Fragmente über die neuere deutsche Litteratur' (*SWS.* 1, 131 ff.) knüpfen bekanntlich an die Literaturbriefe an. Im Ganzen und Grossen ist deren Standpunkt auch der seinige, wie verschieden er sich auch zu den einzelnen Verfassern derselben verhielt. Hamann war bei der Aus- und Umarbeitung Herders "erstgeborener Kunstrichter, der Schutzgeist seiner Autorschaft" (Hoffmann *a. a. O.*, S. 23). Kein Wunder, dass dieselben von Nachklängen Hamanns erfüllt sind. Auch mündliche Äusserungen Hamanns dürften Herder in Erinnerung geblieben sein (vgl. Haym I, 190).

Gleich die Einleitung zu den *Fragmenten* kündigt mit deutlichem Anklang an eine Stelle der Hamannschen *Wolken* eine "pantomimische" Sprache nach Art des "delphischen Orakels" an. "Ich vermeide den Ton eines Tadlers und Lobredners, und spreche mit einigen Verfassern pantomimisch: wie es dort von jenem griechischen Orakel hiess: *οὔτε λέγει,*

οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει" (*SWS.* 1, 147; vgl. damit Herders Rechtfertigung seines Stils der *Fragmente*, *SWS.* 1, 528). Hamann sagt: "Gewisse Schriftsteller müssen währender Zeit sich nicht schämen, die Dichtersprache so gut sie können nachzulallen, die am Hofe des Gottes zu Delphos eingeführt war, nach dem bekannten Sprüchwort: *οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει*" (*R.* 2, 74). Winckelmann hatte sein Hauptwerk mit der Bemerkung eingeleitet, seine Geschichte der Kunst sei keine blosse Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben, seine Absicht sei zugleich "einen Versuch eines Lehrgebäudes zu liefern." Herder erklärt im Gegenteil: "Die Briefe über die N. Litteratur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde der Litteratur in den letzten Jahren" (*SWS.* 1, 144). Ein vollständigeres Gemälde ist es, das ihm selbst vorschwebt. Diesem pragmatischen Gemälde müsste eine Geschichte der Literatur zugrunde liegen, auf die es sich stützte. "Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation? und zu welcher könnte und sollte sie kommen? Was sind ihre Talente, und wie ist ihr Geschmack? Wie ihr äusserer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdenn rufe der Geschichtsschreiber der Litteratur aus: Wohlan, Landesleute, diese Bahn laufet und jene Abwege und Steine vermeidet; so weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen! Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat" (*SWS.* 1, 140 f.). Also was Herder sich zur Ergänzung der Litteraturbriefe wünscht, ist in der Tat ein "Lehrgebäude" der deutschen Literatur, aber nicht im Winckelmannschen, sondern im Hamannschen Sinne, zur Erziehung *deutscher Klassiker* (vgl. *R.* 2, 129, 288 f.). In der "Abhandlung über die Ode" hatte Herder nach Winckelmanns Methode in der Geschichte der Dichtkunst vier Stil-

epochen unterschieden, so sucht er jetzt mit der gleichen Methode in Probleme der Sprachgeschichte einzudringen und schreibt ein Kapitel "Von den Lebensaltern einer Sprache" (*SWS.* 1, 151 ff.). Die Gesetze der Veränderung sind überall die gleichen: bei dem einzelnen Menschen, bei dem ganzen Menschengeschlecht, in jeder Nation, in jeder Familie, sogar in der toten Welt: "vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechtern und zum Schlechten: dieses ist der Kreislauf der Dinge. So ist's mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht auf und verblüht" (*SWS.* 1, 151 f.).

Schon die Literaturbriefe hatten sich mit Reflexionen über das Verhältnis der Sprache zur Literatur, insbesondere über die Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache und deren Qualifikation zum dichterischen und prosaischen Gebrauche vernehmen lassen. Auch Hamann hatte in den "Kreuzzügen des Philologen" manche bedeutsame Bemerkungen vorgetragen. Herder geht in den Fragmenten den Erörterungen der Verfasser der Literaturbriefe, vor allem Abbts nach und berücksichtigt im Vorbeigehen auch Äusserungen der Klopstockschen Abhandlung von der poetischen Sprache. "Das Licht aber, dem er dabei folgt, sind die Gedankenblitze Hamanns, so zwar, dass dieselben zu einer, breite Strecken der Literatur beleuchtenden Lichtmasse sich erst in seinem Kopfe verdichten" (Haym I, 137).

Beide, Hamann und Herder, legen zuerst bei der Sprachphilosophie Hand ans Werk. Hamann sagt: "Man müsse wissen nicht nur was die Wohlredenheit eines klassischen Schriftstellers, sondern was Schreiben überhaupt ist; über beide Dinge habe man noch so wenig philosophische Einsichten" (*R.* 2, 204). Schon frühe sammelt er allgemeine Betrachtungen über die menschliche Sprache (vgl. *R.* 1, 345, 390; 3, 105). Ohne Zweifel sind Herders Gedanken über den Ursprung der Sprache von Hamann angeregt worden. Hamann hatte in der ersten Abhandlung der *Kreuzzüge:* "Versuch über eine akademische Frage" gesagt: "Das Gebiet der

Sprache erstreckt sich vom Buchstabieren bis auf die Meisterstücke der Dichtkunst und feinsten Philosophie, des Geschmacks und der Kritik" (*R.* 2, 128). Herder umschreibt diesen Satz in der Einleitung zur ersten Fragmentensammlung, um den Umfang der Literatur zu bestimmen, mit folgenden Worten: "Ein grosser Teil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach blossem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu schaden; und dieser Teil trägt den Namen Litteratur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buchstabenversuchen erstreckt bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst: von der Züchtigung elender Übersetzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache: von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf den Flügeln der Aurore erreicht:[1] von den Handwerkssystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede, wie ein Sonnenstrahl siebenfarbichtes Licht enthält. Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Litteratur, die gemeinschaftlich zur Stärke dienen und beinahe unzertrennlich sind" (*SWS.* 1, 142).

Der oben (S. 30) angeführte Hamannsche Satz bildet für Herder den Text zu dem Thema, das als Grundlage der ganzen folgenden kritischen Umschau über die zeitgenössische Literatur gelten kann: "Der Genius der Sprache ist auch der Genius der Litteratur einer Nation" (1, 148). Die Bemerkung Herders: "Unsere Wärterinnen, die unsere Zunge bilden, sind unsre erste Lehrer der Logik" (1, 147),[2] erinnert an Hamann,

[1] Ein gesuchtes Bild, charakteristisch für den Stil der Fragmente, der von denselben wimmelt. Auch in seiner schriftstellerischen Manier erscheint Herder hier abhängig von Hamann, dessen Schriften von einem grossen Reichtum oft weithergeholter Bilder zeugen. Hier nur ein Beispiel: "Der Klagdichter nimmt so viele historische Züge zusammen, als das holländische Wappen Pfeile in seiner Tatze, oder der Vogel Jupiters Strahlen in seiner Klaue trägt" (*R.* 2, 170). Vgl. übrigens meine Arbeit: *Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder.* S. 79 ff.

[2] Vgl. *SWS.* 1, 6: "Die ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine unsrer Erkenntnis und die Wärterinnen unsre ersten Lehrer der Logik."

der von einer ursprünglich in uns angelegten "Übereinstimmung der Werkzeuge der Gefühle mit den Springfedern der menschlichen Rede" (*R.* 2, 124) gesprochen hatte. Herder berührt dies grosse Thema hier nur kurz; in der dritten Sammlung kommt er auf dasselbe zurück, um es weiter auszuführen, und in der zweiten Auflage der ersten Sammlung entfaltet sich der Satz zu einer langen Abhandlung (vgl. *SWS.* 2, 8–29). "Halb wie ein Historiker, halb wie ein Naturforscher, halb als Dichter, halb als Philosoph" skizziert Herder die Entwicklungsgeschichte der Sprache und schreibt, wie gesagt, das Kapitel von den Lebensaltern der Sprache, deren Ausgangspunkt der Hamannsche Satz ist: "Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts" (*R.* 2, 258).

Die Sprache einer noch im Kindesalter befindlichen Nation sind Töne und Geberden, unmittelbar ausbrechende Leidenschaften. Während Winckelmann die Verschiedenheit der Sprachen und Mundarten aus der Verschiedenheit des Klimas erklärt (*WW.* 1, 135 f.; 3, 47 ff.), charakterisiert zwar Herder, mit den Anschauungen Blackwells[1] und Hamanns vertraut, die älteste Sprache auch als "einsilbig, rauh und hoch," aber er schreibt das nicht den ungeübten Redewerkzeugen zu, sondern den stärkeren Leidenschaften, die im Naturzustande unmittelbar hervorbrechen. Wie Hume die Furcht an den Anfang der Religionsentwicklung gestellt hatte, so stellt Herder sie auch an den Anfang der Sprachentwicklung. Mit der zunehmenden Vertrautheit mit den Gegenständen schwanden Entsetzen, Furcht und Verwunderung; mit der weiteren Ausbildung der Sprachwerkzeuge begann man zu singen und nahm Geberden zu Hülfe. Das ganze Wörterbuch "war noch sinnlich." Die Sprache trat ins poetische, ins Jünglingsalter. "Die Wildheit senkte sich, Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab . . . man sang im gemeinen Leben, und

[1] Blackwell, *Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers.* London, 1757. Wie hoch Herder das Buch schätzte und wie viel er demselben verdankte, zeigen eine ganze Reihe von Stellen in seinen Schriften, wo er daraus citiert. (Vgl. übrigens Haym I, 139, Anm.).

der Dichter erhöhte nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus."[1] Auch unsinnliche Begriffe nahm man auf, die man aber "mit bekannten sinnlichen Namen nannte." Man redete in Bildern und Metaphern. Nicht nur Blackwell und Winckelmann (*WW.* 1, 168 f.; 4, 31), sondern auch Hamann hatte hervorgehoben, was Klopstock[2] bestritten hatte, dass die Poesie älter als die Prosa sei und früher zur Vollkommenheit gelangte. "Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung war ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens sassen sie . . . und thaten ihren Mund auf—zu geflügelten Sprüchen" (*R.* 2, 258).[3] Es folgt das männliche Alter, das Zeitalter der schönen Prosa. Alle poetischen Freiheiten werden gemässigt und der Rhythmus der Poesie zur wohlklingenden Periode heruntergestimmt. Das hohe Alter endlich "weiss statt Schönheit blos von Richtigkeit. Diese entzieht ihrem Reichthum, wie die Lacedämonische Diät die attische Wollust verbannet" (1, 155). Vgl. hierzu Hamanns bekanntes Wort: "Die Reinigkeit einer Sprache *entzieht ihrem Reichthum,* eine gar zu gefesselte *Richtigkeit* ihrer Stärke und Mannheit" (*R.* 2, 151). Der Unterschied zwischen Poesie und Prosa ist also kein willkürlich gemachter (so Klopstock), sondern ein historisch, ein natürlich gewordener.

Wir stehen gegenwärtig im Zeitalter der Prosa, also in der Mitte zwischen dem Schönen und dem Vollkommenen, eine allergünstige Lage, "weil man von da aus auf beide Seiten

[1] Hier berührt sich diese Ausführung mit dem Aufsatz "Abhandlung über die Ode" (*SWS.* 32, 62).

[2] Im 26. Stück des *Nordischen Aufsehers.* Back und Spindler. Bd. 4, S. 13 ff.

[3] Vgl. den Brief Herders an Hamann (August 1764): "Meine poetische Ader versiegt: die Schwalbe, die nicht mehr singen konnte, lernte bauen. Mir fehlen Musen äusserlich, die mich begeistern, und schon 7 Tage sitze ich im Stillschweigen der Väter, wenn fahren Worte geflügelt heraus?" (Hoffmann *a. a. O.*, S. 7).

auslenken kann," sowohl nach der dichterischen wie nach der philosophischen, nach der Seite des Sinnlichen wie nach der des Unsinnlichen. Herder entwickelt nun in beredter Weise, wie wir die Gunst dieser Stellung nützen müssen.[1] Überall hört man hier den Schüler Hamanns sprechen.

Mit Nachdruck tritt Herder für die Idiotismen ein. Was er über diese in lebendiger und eingehender Weise ausführt, hatte bereits Hamann rhapsodisch bemerkt in dem "Versuch über eine akademische Frage." Dort heisst es unter Anderm: "Jedes Volk offenbart die Richtung seiner Denkungsart durch die Natur, Form, Gesetze und Sitten seiner Rede ebenso gut als durch ihre äusserliche Bildung und durch ein Schauspiel öffentlicher Handlungen" (*R.* 2, 123). Er schützt den "in den Idiotismen wahrgenommenen Eigensinn" der Sprache und des Schriftstellers und "alles dasjenige, was man unter dem Genie einer Sprache versteht" (*R.* 2, 123), gegen die strenge Regel. Alle grammatikalischen Regeln eines Gottsched ist nichts gegen das geniale Verständnis einer Sprache. "Ein Kopf, der auf seine eigenen Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache thun" (*R.* 2, 131). Ebenso Herder: "Idiotismen sind patronymische Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Übersetzung entwenden kann und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind: Schönheiten in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennt" (1, 162). Sie sind der Boden, auf dem der humoristische Stil gedeiht (Shakespeare, Swift, Fielding), wenn sich der "Eigensinn der Sprache mit dem Eigensinn des Witzes des Dichters paart" (1, 163). Über das Verhältnis des Humoristischen zum Wunderbaren hatte Hamann gesagt: "Wenn Diderot das Burleske und Wunderbare als Schlacken verwirft, so verlieren göttliche und menschliche Dinge ihren

[1] Lenzens Abhandlungen 'Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsass' (*Schriften*, hrsg. v. Tieck 2, 318 ff.), und 'Über die Vorzüge der deutschen Sprache' (*ebd.* 2, 326 ff.) sind, oft bis auf den Wortlaut, von diesen Ausführungen Herders abhängig. Letztere Schrift ist auch von Hamann beeinflusst. In einem demnächst im *Euphorion* erscheinenden Artikel habe ich diese Abhängigkeit nachgewiesen.

wesentlichen Charakter. Brüste und Lenden der Dichtkunst verdorren. . . . Das Burleske verhält sich zum Wunderbaren, das Gemeine zum Heiligen wie oben und unten, hinten und vorn, die hohle zur gewölbten Hand" (*R.* 2, 440 f.). Herder empfiehlt das Studium der älteren Dichter und Schriftsteller (Opitz, Logan, Luther) "voll idiotistischer Stärke" und macht auf die sprachschöpferische Genialität Klopstocks aufmerksam. Wichtig sind die Idiotismen vor allem für den "Sprachweisen." "Sie eröffnen ihm die Schachten, um das Genie der Sprache zu untersuchen und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammen zu halten" (*SWS.* 1, 165). Die "Kühnheit in Idiotismen" bei einem Schriftsteller zeigt sein Genie. "Das kühne Genie durchstösst das so beschwerliche Ceremoniell, findet und sucht sich Idiotismen, gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden" (*SWS.* 1, 166).[1] Auch für Hamann sind Regeln verwerfliche Einschränkungen. "Ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit und bewegte den Teich Bethesda, in dessen fünf Hallen viel Kranke, Blinde, Lahme, Dürre lagen und warteten, wenn sich das Wasser bewegte. Ebenso muss ein Genie sich herablassen, Regeln zu erschüttern, sonst bleiben sie Wasser, und—man muss der erste sein, hineinzusteigen, nachdem das Wasser bewegt wird, wenn man die Wirkung und Kraft der Regeln selbst erleben will" (*R.* 2, 430). Was nach Hamann das Genie erleuchtet, ist "etwas ganz anders, das weit unmittelbarer, weit inniger, weit dunkler und weit gewisser als Regeln uns führen und erleuchten muss" (*R.* 2, 430; vgl. 3, 81)—(ein Diderotsches Wort übrigens, das Hamann schon 1761 sich angeeignet hatte, als er dessen "Theater" studierte, wovon seine Schriften manche bisher nicht beachtete Spuren aufweisen). Vgl. noch: "Einmal in Jahrhunderten geschieht es, dass ein Geschenk des Pallas, ein Menschenbild vom Himmel fällt, bevollmächtigt, den öffentlichen Schatz[1] einer Sprache

[1] Herder liebt Bilder aus dem Bergmannsleben. Die Sprache wird bei ihm gerne als vergrabener Schatz gedacht; auch Hamann verwendet gern den Vergleich der Sprache mit einem öffentlichen Schatz (vgl. meine Arbeit: *Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder.* S. 85).

mit Weisheit . . . zu vermehren" (*R.* 2, 151 f.).[1] So stösst auch Herder die Regelschmiede bei Seite und gesteht einem Muster durch sein königliches Beispiel mehr Entscheidung zu als zehn Wortgrüblern.

Das Vernünfteln und das kurzsichtige Streben nach grammatischer Richtigkeit ist auch dem Reichtum der Sprache zu nahe getreten. Herder wiederholt das schon oben angezogene Citat Hamanns (*R.* 2, 151), knüpft direkt an den Satz an und entwickelt mit einem Blick auf den Wörterreichtum der morgenländischen Sprachen den Wert und Sinn der Synonymen. "Die Alten sprachen durch Bilder, wir höchstens mit Bildern, und die bildervolle Sprache unsrer schildernden Dichter verhält sich zu den ältesten Poeten, wie ein Exempel zur Allegorie, wie eine Allegorie zum Bilde in einem Zuge" (1, 167).[2] Die Bibel, die älteste Dichtung, ist für Hamann eine "Allegorie wichtiger und prophetischer Wahrheiten, in einfache, lebhafte und erstaunend ähnliche Bilder eingekleidet." Und an Herder schreibt er am 29. August 1765: "Die höchste poetische Kunst ist, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben" (vgl. 2, 259).

In der weiteren Erörterung der *Fragmente* sucht Herder den Rat der *Literaturbriefe* zu prüfen, die Sprache durch Übersetzungen zu bilden. Auch hier wieder leiten ihm die Grundanschauungen vom Werden und Wandel der Sprache. Aus den ältesten Dichtern ist "durch Übersetzungen wenig für unsere Sprache zu rauben," weil sie in einer ganz anderen Sprachperiode lebten als wir. Sie gehörten dem Jünglingsalter der Poesie an, welches wir längst überschritten haben (vgl. *R.* 3, 397; 2, 289).

[1] Vgl. noch: "O ihr Herolde allgemeiner Regeln! wie wenig versteht ihr die Kunst und wie wenig besitzt ihr von dem Genie, das die Muster hervorgebracht hat, auf welche ihr sie baut, und das sie übertreten kann, so oft es ihm beliebt" (*R.* 2, 431).

[2] Fast wörtlich kommt Herder im "Torso" darauf zurück. "Freilich ist die Einfalt der Alten der erste Vorzug ihres Stils, dass sie nicht in Bildern reden, sondern Bilder geben" (*SWS.* 2, 278),

Am längsten verweilt Herder bei der Frage vom Versmaas; er kehrt ausführlich darauf zurück auf Veranlassung der zahlreichen Bemerkungen der *Literaturbriefe* über Geschichte und Natur des Hexameters. Die Sylbenmasse der Alten entsprangen in jenem jugendlichen Alter, "da man auch im gemeinen Leben die Wörter in hohem Tone aussprach und hohe und niedrige Accente deutlich hören liess" (*SWS.* 1, 174). Damals war der Hexameter ein natürliches Versmaas, "das die meiste Harmonie in sich schloss, das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemässesten war, weil ihre Melodie im Gesang und Deklamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf und nieder stieg, als unsere" (1, 174). "Wir—im Sprachalter der Prosa — reden mit wenigeren Accenten monotonischer." Unsere Sprache ist, wie Herder sich ausdrückt, "volltönig," nicht "hochtönend." "Höret den Cadencen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu; sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter die Bauern, gebt auf die ältesten Kirchenlieder Acht, ihre Falltöne sind kürzer und ihr Rhythmus einförmig" (1, 175).[1] Herder lag bei der Niederschrift dieses Satzes eine Hamannsche Stelle im Sinn, in welcher Hamann dem ungebundenen Versmasse "des deutschen Pindar" (Klopstock) das monotonische Metrum des Homer entgegensetzt, dessen Erklärung er auf einer Reise durch Kurland und Lievland gefunden haben will. 'Es gibt in angeführten Gegenden gewisse Striche, wo man das lettische oder undeutsche Volk bei aller ihrer Arbeit singen hört, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tönen, die mit einem Metro viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufstehen: so wäre es ganz natürlich, dass alle seine Verse nach diesem eingeführten Maasstab ihrer Stimmen zugeschnitten sein würden' (*R.* 2, 306). Hamann will damit freilich gerade das "Monotonische" des Hexameters verständlich machen; aber

[1] Fast dieselben Worte gebraucht Herder in der "Abhandlung über die Ode." Die Kadenzen unserer Kinder- und Bauerlieder sind einfältig und einschmeichelnd monotonisch" (*SWS.* 32, 71).

der Grundgedanke, die Erklärung des dichterischen Rhythmus aus dem in einem Volk und einer Sprache natürlich vorhandenen rhythmischen Gefühl ist doch der nämliche.

Der eingehende Vergleich der beiden deutschen Dichter Bodmer und Klopstock mit Homer ist gewiss von Hamann angeregt worden. Er spricht direkt aus, was man bei Hamann über das Klopstocksche Versmass nur zwischen den Zeilen liest. "Ich wusste nicht, ob diese neue glückliche Versart nicht die natürlichste und ursprünglichste Poesie genannt werden könnte, statt dass ihn die Litteraturbriefe eine künstliche Prosa nannten" (*SWS.* 1, 208). Hier geht Herder den wegweissenden Schritten Hamanns nach, der mit offenbarer Ironie die Ansicht der Literaturbriefe über das freie Sylbenmass Klopstocks behandelt und auf die Ähnlichkeit desselben mit dem Unmerus der hebräischen Poesie hingewiesen hatte. "Das freie Gebäude, welches sich Klopstock, dieser grosse Wiederhersteller des lyrischen Gesanges, erlaubt, ist vermutlich ein Archaismus, welcher die rätselhafte Mechanik der heiligen Poesie bei den Hebräern glücklich nachahmt" (*R.* 2, 303 f.). Er beruft sich auf dieselbe Stelle der *Literaturbriefe* (51. Brief, Bemerkungen Lessings),[1] an welche auch Herder angeknüpft hatte. Und um die Nachahmung aus dem Hebräischen zu zeigen, stellt Hamann eine Anmerkung Michaelis' zu Lowths *Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer* (ed. Rosenmüller, Lips. 1835), wo es von dem Versmass dieser ältesten Dichtkunst heisst. 'Die Betrachtungen oder Empfindungen der ältesten und heiligsten Dichter scheinen sich von selbst in symetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein (vorgemaltes noch gesetzkräftiges) Sylbenmass haben' (*R.* 2, 304). In der Anmerkung zu dieser

[1] Überhaupt scheint sich die Kälte oder Opposition gegen Lessing in den *Fragmenten* von Hamann auf Herder vererbt zu haben. Hamann sagt: 'Wer Lessing mit Nutzen lesen und von ihm lernen will, der muss ihn mit mehr Gleichgültigkeit ansehen, als er den Breitinger. Wehe dem, der solche Köpfe nachahmen will! Wehe dem, der sich untersteht, sie anzugreifen, ohne sich einer Überlegenheit mit Recht anmassen zu können!' (*R.* 3, 20).

Stelle findet er, dass Klopstocks "musikalisches Sylbenmass einem Sänger, der nicht allgemein sein will, zum Feierkleide der lyrischen Dichtkunst am angemessensten zu sein scheine" (*R.* 2, 205). Herders Gedanken über das Sylbenmass sind nur eine Umschreibung und Weiterführung der Gedanken Hamanns. "Hätten wir einen dithyrambischen Dichter, der wirklich von dem Blitzstrale des Bacchus getroffen, trunken und begeistert tönen würde:—natürlich wäre kein gefesseltes Sylbenmass für ihn; er zerreist es, wie Simson die Bastseile (*R.* 4, 279; 7, 96 und öfters) als Zwirnfäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken: die, mit Pindar zu reden, blos für die Mitverständigen klingen, dem grossen Haufen der Ausleger aber wie eine dunkle Wolke erscheinen" (*SWS.* 1, 208). Der Vergleich von den "Pindarischen Pfeilen in der Hand des Starken," den Herder mit Vorliebe gebraucht, hat er Hamann entlehnt. "Daher kommt es, dass die lüsterne Costume und Sultanin des herrschenden Geschmacks mit chineschen Augen jeden hagern Kunstrichter anschielt, dessen Seufzer wie die Pfeile in der Hand eines Starken gerathen" (*R.* 2, 406).[1] Das freie Sylbenmass empfiehlt Herder vor allem für die Ode. Er meint: 'Wie wäre es nun, wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide (das Hamannsche Schlagwort) sich sehen liesse' (*SWS.* 1, 210).[2]

Die Erörterungen über die Natur der Inversionen, eine der geistvollsten und einschneidendsten Partien der *Fragmente,* entlehnen das Grundmotiv und einzelne skizzenhafte Linien ebenfalls Hamann. Dieser hatte in dem Aufsatze 'Vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache' (*R.* 2, 133 ff.) dasselbe Thema behandelt. Seine Bemerkungen verlieren sich jedoch sehr bald ins rein Grammatische. Herder dringt auf historische Erklärung; er denkt

[1] Goethe hat das Lieblingscitat Hamanns durch Herder kennen gelernt.

[2] Goethe ist bekanntlich den Aufforderungen Herders nachgekommen in den bekannten Oden in freien Rhythmen. (Vgl. übrigens J. Minor, *J. G. Hamann,* Frankfurt a. M., 1881, S. 44).

sich die Sprache als *werdende.* Er teilt nicht die Meinung, "als wären die ältesten Sprachen von Gott oder von einem Philosophen erfunden und wären aus seinem Gehirn mit aller Rüstung gesprungen, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters" (*SWS.* 1, 192; vgl. *R.* 2, 151, 509). Wäre die Sprache von einem Philosophen "erdacht, so hübe sie alle Inversionen auf, so wäre bei ihren Zeichen nothwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt, als in unserer Dekadik" (1, 191). Da wir sinnliche Geschöpfe sind, so rückt die sinnliche Aufmerksamkeit des Redenden, seine Empfindung sein Affekt bald diesen, bald jenen Gesichtspunkt in den Vordergrund, und so entsteht die Inversion (1, 191). Das Beispiel, das Herder nun giebt, ist dem von Hamann angeführten ähnlich (vgl. *R.* 2, 139). Die Sprachen der Wilden sind voll Inversionen, ohne jegliche "grammatikalische Konstruktion," ein "unordentliches Chaos von Worten," welches nur mit Hilfe von Geberden und Accenten verständlich gemacht werden kann. Mit dem Aufkommen der Büchersprache näherte sich die Gewohnheit der "Konstruktionsordnung dem Ansehen eines Gesetzes," bis endlich die prosaische Periodologie eine noch bestimmtere Ordnung festsetzte. "Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung der Ideen, so wie sie sich der Verstand bildet, folgte und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward also in seiner Struktur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fordert, dass es mit Wollust erfüllet werde. Der blosse Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt blos der Ordnung der Ideen und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode" (*SWS.* 1, 193). Diese Charakteristik ist ganz von dem Hamannschen Prinzip beherrscht: 'Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, muss aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen.'

Das von Herder entwickelte Prinzip läuft darauf hinaus, dass die französische Sprache infolge ihrer "metaphysischen

Kultur und ihrer geringen Konstruktionsfreiheit" im Nachteil steht gegen die deutsche, die räumiger "aufgeschürzt" ist[1] und auf dem "Punkte der Behaglichkeit" steht. Hamann hatte ausgeführt: "Die deutsche Sprache ist ihrer Natur nach vor andern der Inversion fähig. . . . Je charakteristischer die Beschaffenheit einer Sprache ist, desto mehr Inversionen finden in der Wortfügung statt. Je mannigfaltiger und je sinnlicher die Veränderungen der beweglichen Redeteile, nämlich der Nenn- und Zeitwörter, durch die Etymologie der Sprachkunst bezeichnet werden, desto ungebundener kann ihre syntaktische Zusammensetzung sein. Die Etymologie der französischen Sprachkunst hat aber theils nicht so viele, theils nicht so kenntliche Merkmale; daher verbietet sich der Gebrauch der Inversion in ihrer Wortfügung von selbst" (*R.* 2, 139 f.).[2]

Wie die Literaturbriefe klagt auch Herder über die Geistlosigkeit der unzähligen "deutschen Monats- und Wochen-, Lehr- und Trost- und Erbauungs- und lustreichen Schriften, die für die lange Weile des Publikums geschrieben werden." Auch hier wieder ein Anklang an Hamann: "Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publikums" (*R.* 2, 1); "Liebhaber der langen Weile" (*R.* 2, 86; vgl. noch 1, 415; 2, 58). Bei der Besprechung der Schrift Wezelins "Religiöse Gespräche der Todten" (Lindau 1763)[3] spottet Herder über die "Dunkelheit" des Verfassers. "Man sieht den Geist des Verfassers, in dem wie im Chaos des Ovids noch die Elemente der Ideen in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junger Genie, so ist es nicht zu verwundern. Er ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht" (1, 214). Diese auf *Mark.* 8, 24,

[1] Dieser Ausdruck stammt von Abbt und der folgende von Mendelssohn.

[2] Vgl. noch, was Hamann (*R.* 3, 56), von der Inversion mitteilt.

[3] In der Vorrede dieser Schrift erklärte Wegelin ausdrücklich, "dass es ihm überhaupt genug wäre, sich denen verständlich zu machen, die ihn verstehen sollten." Hamann hat die Abhandlung in der *Königsberger Zeitung* vom 4. Mai 1764 recensiert (vgl. *R.* 3, 279 ff.).

zurückgehende Redensart, die Herder auch sonst noch gebraucht (1, 443), begegnet in Hamanns Schriften öfters (vgl. *R.* 1, 8; 2, 71; 6, 36). Überhaupt bildet die Bibel für den Bilderreichtum der beiden Schriftsteller die reichste Quelle. Hamann schreibt an Lavater: "Die Bibel ist zu mediis terminis und Gleichungen unbekannter und unendlicher Grössen ergiebiger, als alle Symptome und Hypothesen alter und neuer Philosophie" (*R.* 6, 58). Wie Winckelmann durch die Charakteristik einzelner antiker Denkmäler seine Untersuchungen über die geschichtlichen Grundlagen und über das Wesentliche der Kunst erläutert, so stellt auch Herder jetzt eine Anzahl zeitgenössischer Originalschriftsteller auf, um an diesen grossen Mustern zu zeigen, was er bisher theoretisch über Sprache und Stil ausgeführt hatte. Er beginnt mit einer begeisterten Anerkennung Winckelmanns, dessen Werke "der Unsterblichkeit würdig und der Name unseres Jahrhunderts sind" (1, 219; vgl. Hamann, *R.* 2, 13). "Hagedorn hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weissem Marmor errichtet und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewusst: das ganze Werk zeigt vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntnis des Werkmeisters und die feinste Kritik der Costume. . . . Der Verfasser verrät viele Bekanntschaft in den Kunstsälen von hohem Geschmack und in den Malerakademien nach dem Üblichen" (*SWS.* 1, 219). Bei Hamann findet sich eine längere Ausführung über den Begriff "Costume das Übliche," den F. K. Gadebush, Bürgermeister zu Dorpat, in seinen "Zusätzen zu Johann Leonhard Frischens Deutschem Wörterbuch" (*Gelehrte Beiträge zu den Rigischen Anzeigen,* 1763–67) erklärt.[1]

Die Reihe der grossen Muster schliesst Herder mit einer Würdigung der schriftstellerischen Bedeutung seines Freundes Hamann. Er sucht ausdrücklich die Urteile der *Literaturbriefe* über denselben zu richtigerem Verständnis hinüberzuleiten. Mit grossem Sinn weiss er die Erscheinung dieses Mannes

[1] Vgl. hierzu die Anmerkungen Suphans *SWS.* 1, 537 und 538.

zu fassen und treffend sein Hauptwerk zu charakterisieren. "Wer ihn nicht als Gestirn betrachten will in unserer Litteratur, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er doch immer fort. Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von grossen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit" (1, 227 f.). Herder glossiert nun eine Stelle aus Hamanns Schriften (*R.* 2, 307): "Der Rhapsodist hat gelesen, beobachtet, gedacht, angenehme Worte gesucht und gefunden, treulich ausgeführt, gleich einem Kaufmannsschiff, seine Nahrung weit hergeholt und von ferne gebracht" (vgl. *SWS.* 1, 227 ff.).

In dem letzten Abschnitt der *Fragmente* 'Über das Ideal der Sprache' gibt Herder eine kurze Übersicht über den Inhalt sämtlicher vorangegangenen Abhandlungen. Die Ursache, dass eine Sprache durch Übersetzung viel verliert, liegt oft an dem Schriftsteller selbst, der "als Erfinder der Gedanken auch zugleich ein gewisses Haus- und Herrenrecht über den Ausdruck hat, in dem selten ein Übersetzer ihm nachfolgen kann und darf" (*SWS.* 1, 238).

Ähnlich sagt Hamann: 'Wer in einer fremden Sprache schreibt, der muss seine Denkungsart wie ein Liebhaber zu bequemen wissen. Wer in seiner Muttersprache schreibt, hat das Hausrecht eines Ehemannes, falls er dessen mächtig ist' (*R.* 2, 130). In einem Briefe an Scheffner (*Lebensbild* I, 2, 89) verlangt Herder von dem Übersetzer, man müsse bei der Vergleichung mit dem Originale sehen, "dass er über die Idiotismen das Recht eines Hausherren und Ehemannes gehabt hat." Ähnlich *SWS.* 1, 405, wo auch der Ausdruck "Hausherr" wiederkehrt.[1]

Das Muster eines echten Kunstrichters, wie es Herder im Eingang der zweiten Sammlung der *Fragmente* aufstellt, scheint aus dem Geiste Hamanns entworfen zu sein (vgl. dessen Flug-

[1] Dasselbe Schlagwort pflanzt sich von Hamann durch Herder auf den jungen Goethe fort. Dieser notiert sich den Gedanken in sein Strassburger Tagebuch: "Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt." (Vgl. Minor *a. a. O.*, S. 39).

blätter: 'Schriftsteller und Kunstrichter' *R.* 2, 377 ff., und 'Leser und Kunstrichter,' *R.* 2, 395 ff.). Nach Herder hat der Kunstrichter seine Wirksamkeit zu richten "gegen Leser, gegen Schriftsteller und gegen das ganze Reich der Litteratur überhaupt. Dem Leser sei er erst Diener, dann Vertrauter, dann Arzt (d. h. er bilde sein Gefühl, seine Einsicht, seinen Geschmack); dem Schriftsteller sei er erst Diener, dann Freund, dann Richter" (1, 246). Ähnlich hatte auch Hamann sich ausgedrückt: "Leser und Autor sind der Herr, oder vielmehr der Staat, dem ein Kunstrichter zu dienen sich anheischig macht" (*R.* 2, 381). Statt "krüppelhafte und tote Gerippe von Auszügen" zu geben, fährt Herder fort, soll der Kunstrichter ein Buch "bis auf Herz und Nieren zergliedern und ein Pygmalion seines Autors werden." (Derselbe Gedanke unter demselben Bilde bei Hamann: *R.* 3, 76). Wörtlich an Hamann anklingend ist folgende Stelle: "Die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene: er wird seinen Lesern so unentbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagwählerinnen sind" (1, 249). Vergleiche damit bei Hamann: "Die Unverschämtheit der Miethlinge wird niemanden überreden, dass ihre Brillen die Gabe zu lesen und die Stelle der Augen vertreten; unterdessen duldet man die Missbräuche der Zeitungsschreiber im Reiche der Gelehrsamkeit, wie man die Zeichen der Tagwählerinnen in den Kalendern beibehält, weil der gemeine Mann ihrer nicht entbehren kann" (*R.* 2, 382). Der ganzen Literatur sei er "Schmelzer oder Handlanger oder Baumeister, ein Mitbürger im Reiche der Wissenschaften." Ein Muster solchen Kunstrichtertums legt Herder sogleich vor; er fragt nach der Möglichkeit der Nachahmung fremder Dichter und handelt zuerst von der Nachahmung der morgenländischen Dichter. Die Hauptanregung zu diesem Abschnitt hat er von Johann David Michaelis erfahren (vgl. Haym I, S. 148). Aber manches verdankt er auch Hamann. Dieser schon hatte gesagt: "Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von

den Todten wieder auferwecken? . . . Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern" (*R.* 2, 293). Durch Hamanns Umgang wird Herder im Allgemeinen ein lebhaftes Interesse für orientalische Philologie, Sinn für die Eigenart des Orients und dessen Poesie gekommen sein. Herder führt aus, dass wir für unsere Dichtung nur weniges von der Dichtung einer fremden, abgelegenen Nation 'rauben' können. Die schöne Natur des Orients ist nicht die unsere; fremdartig sind uns die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer, ihre 'Nationalvorurtheile' (d. h. ihre poetisch-mythologischen Anschauungen und Vorstellungen), der Geist ihrer Religion und ihrer Sphäre und Sprache. Er zeigt an der Hand der morgenländischen Dichter, wie es anzufangen sei, uns zu 'Schilderern unsrer eigenen Natur auszubilden;' er muntert auf, das poetische Material in der Vergangenheit der eigenen Heimat zu suchen, den 'Wahn und die Sagen der Vorfahren' zu studieren und sie dem poetischen Geiste der Zeit anzupassen. 'Wer es beklagen möchte, dass keine morgenländische Invasion nicht auch bei uns den Samen poetischer Fabeln gestreut, dem rathe ich, diese dichterische Schweisstropfen der Cultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise als ein Prophet in Ziegenfellen die Mythologien der alten Skalder und Barden sowohl, als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slavèn, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von diesen Fussstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam sein, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, so würde man nicht blos in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden lettischen Dainos (von den Literaturbriefen citiert), den oft so vortrefflichen Ballads der Britten, den Chansons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagolinds der alten Skalder beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge Lettische Dainos, oder Cosakische Dummi, oder Peruanische oder Amerikanische Lieder sein' (*SWS.* 1, 266). Hier weist Herder zum ersten Mal

auf das Volkslied hin. Den Anstoss hierzu gab ihm sicherlich Hamann. In Hamanns Schriften ist vom Volkslied und von Volksdichtung nur ein einziges Mal die Rede, jedoch in einer Weise, die schliessen lässt, dass der Verfasser mehr über diesen Punkt nachgedacht hat, als er darüber mitteilt. Im Anschluss an die Beurtheilung des Klopstockschen Versmasses heisst es: 'Es gibt in angeführten Gegenden (Kurland und Lievland) gewisse Striche, wo man das lettische oder undeutsche Volk bei aller ihrer Arbeit singen hört, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tönen, die mit einem Metro viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufstehen, so wäre es ganz natürlich, dass alle seine Verse nach diesem eingeführten Maassstab ihrer Stimmen zugeschnitten sein würden. Es würde zu viel Zeit erfordern, diesen kleinen Umstand (ineptis granum fortasse—qui volunt illa calamistris inurere) in sein gehöriges Licht zu setzen, mit mehreren Phänomenen zu vergleichen, den Gründen davon nachzuspüren und die fruchtbaren Folgen zu entwickeln'—(*R.* 2, 306). "Mit einem Gedankenstrich von literar-historischer Bedeutung bricht Hamann ab" (Minor *a. a. O.*, S. 45).

Die ganze Abhandlung schliesst mit einer Kritik des Klopstockschen Messias, 'des erhabensten deutsch-orientalischen Werkes,' die in die Form von Wechselreden zwischen einem Christen und einem Rabbi eingekleidet ist. Herder hat diese Redeform auch sonst noch in den Fragmenten verwendet, auch Hamann benutzt sie (vgl. sein Werk 'Wolken. Ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten.' *R.* 2, 51 ff., wo er von der dramatischen Form nur die Akteinteilung beibehält).

Von den Morgenländern wendet sich Herder zu den Griechen. Das Programm einer Geschichte der griechischen Dichtkunst, wie es Herder hier entrollt, ist mit geringen Abänderungen der Winckelmannschen Vorrede zur Kunstgeschichte entlehnt (vgl. *SWS.* 1, 294, mit *WW.* 3, x f.).[1]

[1] Herder trug sich selbst mit der Hoffnung und dem Vorsatz, ein zweiter Winckelmann zu werden: 'Welch ein Wunsch wäre es, in Weisheit und Dichterei der Griechen nur selbst das sein zu können, was Winckelmann in Absicht auf die Erklärung ihrer Kunst geworden!' (*SWS.* 4, 216).

'Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen, ihren Unterschied von den übrigen Völkern und die Gründe ihres Vorzugs im Griechenland: hier würde sich ein Ozean von Betrachtungen darbieten. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung . . . die verschiedenen Zeiten der griechischen Poesie, wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsere Zeit. Ein Ozean von Betrachtungen, in den sich blos ein Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann: ein Ocean, aus dem die meisten unserer Weisen nur Tropfen kosten' (*SWS.* 1, 294 f.). Der Vergleich erinnert an Hamann: 'Ein Weltmeer von Beobachtungen, die ein gelehrter Philosoph auf einfache Grundsätze und allgemeine Klassen bringen könnte' (*R.* 2, 122; vgl. noch: "ein ganzer Ocean von Empfindung," 4, 51, 57, 58). Auch Herder liebt den Vergleich mit dem Meer: "Aber welch ein grenzenloses Meer sehe ich hier vor mir!" (1, 5). Wieder zeigt sich der Schüler Hamanns, wenn Herder betont, dass eine solche Erkenntnis der griechischen Dichtkunst uns von den elenden Nachahmen der Griechen befreien und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufmuntern würde (*SWS.* 1, 294). Hamann sind die Griechen 'durchlöcherte Brunnen' (*R.* 2, 289). Wozu sollen wir Kopisten werden, da wir Originale sein können? (*R.* 2, 197). Vgl. noch die Ausführung *R.* 2, 220 ff.

Mit Hamann berührt sich Herder in dem Vergleich Bodmers und Klopstocks mit Homer. 'Noah (Bodmer) mag heiliger sein, er mag moralisch sein; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen. Wo hat K(lopstock) ein Homer sein wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie scheint er mehr vom Virgil zu machen und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch' (*SWS.* 1, 296). Hamann behauptet: 'Bodmer und Klopstock haben beide den Homer gewiss studiert; sie haben ihn aber nicht anders als im Kleinen, im Detail verstanden nachzuahmen' (*R.* 3, 6). Den Satz Hamanns: 'Homer zu fühlen, ist nicht jedermanns

Ding; ei, Homer zu verstehen . . .' (*R.* 3, 109), entwickelt Herder in den Bemerkungen, dass Homer ebenso wenig von allen Griechen verstanden worden sei, wie Klopstock von allen Deutschen.

In dem folgenden Abschnitt macht Herder den Versuch, das Wesen des Dithyrambus aus der Geschichte seiner Entstehung zu ermitteln. Sein Urteil hat die Anschauung von den Lebensschicksalen aller Poesie zur Voraussetzung. Das Dithyrambische ist ihm das Produkt einer noch ganz rohen und wilden Zeit. Der Gesang der Wilden war 'voll von der tierischsinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sich wieder zu einer gewissen mystischsinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Die Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete' (*SWS.* 1, 310). Auch hier arbeitet Herder im wesentlichen mit Hamannschen Gedanken (vgl. *R.* 2, 258 ff.).

Die dritte Sammlung der Fragmente sucht auf einen grossartig entworfenen Geschichtshintergrunde das Eindringen und die Ausbreitung des römischen Geschmackes in Deutschland zu verfolgen. Manche Züge zu diesem Bilde scheint Kant geliefert zu haben (vgl. Hartenstein II, 279 f.). Die Renaissance hat weniger den Geist der Alten als dessen äussere Schale erneut; seit dem 16. Jahrhundert erlag vollends das Denken der Gelehrsamkeit, das Erfinden dem Nachahmen. Der "ganze Zuschnitt" der Wissenschaften, der Literatur, der Sprache, der Bildung 'war römisch und ist es noch' (*SWS.* 1, 371). Zunächst verweilt Herder bei dem Verderben der deutschen Sprache, wie dieselbe gegen das Latein zurückgesetzt, latinisiert und französiert worden sei. Er rühmt statt dessen die ältere deutsche Sprache und weist zurück auf die Verdienste des Opitzens, Lohensteins und vor allem Luthers auf die deutsche Sprache. "In Deutschland hat Luther unendlich viel Verdienst. Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden; er ist's, der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechselertische, verschüttet;

er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben' (1, 372). In dieser Verehrung Luthers und seiner Sprache hat Herder Hamann zu seinem Vorgänger. Dieser bedauert, 'dass wir von diesem grossen Manne nicht nur in der deutschen Sprache, sondern überhaupt nicht so viel gelernt, als wir hätten sollen und können' (*R.* 2, 22). Ferner: 'Was für eine Schande für unsre Zeit, dass der Geist dieses Mannes so unter der Asche liegt' (*R.* 1, 343; vgl. noch: 1, 347; 2, 299). Die deutsche Sprache muss zurückgeleitet werden zum 'Urbilde ihrer selbst;' der deutsche 'Bücherstil' muss umgebildet werden durch Erforschung der älteren Zeitalter in ihrer 'nervenvollen Stärke.' (Auch Hamann will veraltete Worte aus der alten deutschen Kernsprache wieder in die Schriftsprache aufgenommen wissen). Das wahre Deutsch 'unserer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als dass sie neben einander sein könnten. Unsere Seele bauet, mit Montague zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen und die Grundlage sein?—Eine fremde oder die Muttersprache?' (*SWS.* 1, 378). Diese Anspielung auf Montague hat auch Hamann. 'Jede Sprache fordert ein Denkungsart und einen Geschmack, die ihr eigentümlich sind: daher prahlte Ennius mit einem dreifachen Herzen, fast wie Montague mit einer Seele von drei Stockwerken" (*R.* 2, 130, Anm.). Der verderbliche Einfluss der lateinischen Sprache erstreckt sich auch auf die Erziehung, die Schulen, auf die ganze Bildung. Das junge Genie wird durch den gelehrten Pedantismus gehemmt. Die richtige Erkenntnis der Sprache muss schon in der Erziehung der Jugend wirksam sein. 'Es kommt auf den ersten allmächtigen Eindruck an: ist dieser verfehlt, so ist alles verloren: verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiss ersetzt wird: verloren das grosse innerliche Gefühl eines Bewusstseins, dass man das Ganze habe: verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht (das Hamannsche Schlagwort), mit diesen Begriffen schalten und walten zu können' (1, 380).[1]

[1] Ähnlich noch *SWS.* 1, 6, 50, 400, 401.

Die Befehdung des lateinischen Geistes der Schulen erinnert an ähnliche Äusserungen Hamanns. Vgl. 'Der Blick des Jünglings wird mit dem grammatischen Scepter, wie mit einem glühenden Eisen geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt, Falten, die er äusserst ungern annimmt und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sie nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm oder gar verunzierend ist; die erste junge Lust wird ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in den Staub gezogen, das Genie aufgehalten' (*SWS.* 1, 380) mit Hamann: 'Der Unterricht in Schulen scheint recht dazu ausgesonnen zu sein, um das Lernen zu verekeln und zu vereiteln; dem Knaben vergeht Hören und Sehen über dem Cornelius Nepos, er memoriert stumpf und exponiert sich schläfrig' (*R.* 2, 423 f.). Auch in den "Kern der Wissenschaften" ist der lateinische Geist eingedrungen. Latein war Jahrhunderte lang das einzige "vehiculum"[1] der Scholastik; diese hat eine wissenschaftliche Schulsprache, eine systematische Terminologie ausgebildet, in der Wort und Begriff sich in einander verwebt haben, so dass dem Denken damit ein schädliches Joch auferlegt war, denn statt Sacherklärungen begnügte es sich fortan mit Worterklärungen. Thomas Abbt hatte das einen 'Aktienhandel mit Worten' genannt; er hatte im 271. Literaturbrief den glücklichen Ausdruck geprägt, 'dass 100 Gedanken am Ausdruck selber haften und kleben.' Diesen Ausdruck eignen Hamann und Herder sich alsbald an, und Herder knüpft nun daran seine geniale Auseinandersetzung über das Verhältnis von Gedanke und Ausdruck.[2] 'Bei den sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens, überall klebt der Gedanke am Ausdrucke' (*SWS.* 1, 392). Daraus ergibt sich für den Dichter, dass sich für ihn Gedanke zum Ausdruck verhalten soll

[1] Ein Lieblingswort Hamanns: *R.* 3, 82, 108, 126; auch oft bei Herder.

[2] Welchen Anteil Kants analytische Methode an diesen Ausführungen hat, kann man bei Haym (*Herder* I, 42 ff.) nachlesen.

nicht wie der Körper zu einem Kleide, sondern 'wie die Seele zum Körper.' Die Empfindung schafft sich den Ausdruck, wie der Geist sich den Körper baut.[1] In beredter Weise verfolgt er diesen Gedanken in Bezug auf die Aufgabe des Dichters. 'Der ganze Verfall der Dichterei' beruht darauf, dass man sie 'der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte und als eine Tochter der Künsteler ansah' (*SWS.* 1, 396). Daraus ergibt sich dann, dass man nur in der Muttersprache dichten, nur eine Sprache vollkommen beherrschen kann; der echte Originalschriftsteller ist immer ein Nationalautor, und auch jeder fremde Dichter muss als solcher genommen, erklärt und genossen werden (*SWS.* 1, 402 ff.). Was Herder nun über die rechte Art der Auslegung der Alten sagt, erinnert an Hamanns Bekenntnisse über seine Art, die Alten zu lesen. 'Da ich bloss dem Geist der Alten nachspüre und mir mehr an dem Genie als der Grammatik der griechischen Sprache gelegen: so geht mich das Schulmeistergesicht nichts an, womit G(esner) und E(rnesti) die Versionen ihren Zuhörern verekeln. Ich will sehr damit zufrieden sein, wenn ich nur mein Griechisch ungefähr so verstehe, wie Überbringer dieses seine Muttersprache . . . zur Leibesnahrung und Notdurft . . . mehr durch den influxum physicum meiner Wärterinnen, als durch die harmoniam praestabilitam gelehrter Aristarche' (*R.* 2, 213 f.). Deutlicher hat Herder denselben Gedanken ausgesprochen: "Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen und mit ganzer Seele durchstudieren, wo er nicht als ein classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete' (*SWS.* 1, 410).

[1] Es ist bekannt, wie hinreissend diese Ausführung auf den jungen Goethe wirkte.

In der Abhandlung 'Vom neuern Gebrauch der Mythologie' bekämpft Herder den kritiklosen Gebrauch der alten Mythologie in der neuern Dichtung. Der Dichter darf zwar die Mythologie brauchen, aber nicht als entlehnten äusserlichen Schmuck, als 'todte, gelehrte Bilderkrämerei,' sondern 'mit einer neuen schöpferischen, fruchtbaren und kunstvollen Hand.' Herder warnt vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht (1, 441), dagegen rät er, sich ihrer in Handlungen zu bedienen. Die Mythologie der Alten ist ihre grösste poetische Leistung. 'Was für eine griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauerknechte zu Herkules, zu Halbgöttern zu erheben, sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben (vgl. Hamann, *R.* 2, 441), so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander und Olymp und alle die heiligen Örter der Geschichte, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reiseschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie?—Himmel, das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen; ihr erhebt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns öde und wüst trauern, um euch nur zu plündern und das Geplünderte elend anzuwenden' (*SWS.* 1, 442). Was daraus folgt, hatte schon Hamann angedeutet: 'Mythologie hin! Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur—und Nieuwentyts, Newtons und Büffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? . . . Freilich sollten sie es thun und würden es auch thun, wenn sie nur könnten.—Warum geschieht es denn nicht?—Weil es unmöglich ist, sagen eure Propheten' (*R.* 2, 280). Was Hamann hier in ziemlich orakelmässig klingenden Worten

ausgesprochen hatte, wurde von Herder in treffende Mahnungen gefasst. Man 'belausche die Griechen, wie ihre dichterische Einbildungskraft zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wusste, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte (vgl. *R.* 2, 71), Begebenheit zu Wundern hob und Philosophie auf die Erde führte. . . . Statt dass ihr nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset: so stärkt euer Haupt, um aus dem Ocean der Empfindung (vgl. *R.* 2, 122) und Besonderheiten zu trinken' (*SWS.* 1, 443). An der Mythologie der Alten als einer unvergleichlichen 'poetischen Heuristik' lerne man, selber zum Erfinder zu werden.[1]

Die letzten Abschnitte der dritten Sammlung ergeben für unsern Zweck nichts Neues. Wenn auch hier Nachklänge aus Hamann zu bemerken sind, so finden sie jedoch keine Anknüpfungen von erheblicher Bedeutung, die nicht in dieser Arbeit bereits ermittelt sind.

Berger (*a. a. O.*, S. 42) hat den Standpunkt Herders, wie ihn die erste Auflage der Fragmente vertritt, mit dem Kernwort bezeichnet: 'Winckelmann berichtigt durch Hamann.' Richtiger wohl wäre der Standpunkt ausgedrückt durch das Wort: Hamann geführt von Winckelmann. Hamann hat die Gedanken, die in den Fragmenten erörtert werden, angeregt, Winckelmann aber die Methode geliefert, sie zu entwickeln. Auch auf die Schreibweise Herders in den Fragmenten hat Hamann einen starken Einfluss ausgeübt; doch würde ein solcher Nachweis eine eigene stilgeschichtliche Untersuchung erfordern. Für den Kenner ist die Hamannsche Sprachfärbung deutlich zu spüren, wenn auch der urkundliche Nachweis oft mühsam zu gewinnen ist.

Es ist also nicht zu verwundern, dass Hamann, als er die Fragmente las, 'alte verbleichte Begriffe' wieder in sich auf-

[1] Herder spricht hier zuerst den Gedanken an die Möglichkeit einer ganz neuen Mythologie aus. Wie derselbe später von Fr. Schlegel und Schelling weiter ausgeführt und schärfer zugespitzt wurde, hat Haym (*Die romantische Schule*, S. 648 f. und 692 f.), klar dargelegt.

leben fühlte und an seinen Freund Hartkknoch berichtete: 'Es ist wahr, einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herders Fleiss und Feder in Blumen und Blüthen verwandelt zu haben; ich wünschte aber lieber Früchte und reife' (*R.* 5, 101).

In den in dieser Arbeit betrachteten Jugendwerken ist Herder von Hamann mehr als von irgend einem andern Schriftsteller abhängig. In den späteren Schriften des jungen Herder aber, ja schon in der zweiten Auflage der Fragmente, treten die unmittelbaren Beziehungen auf Hamann mehr und mehr zurück, dagegen macht sich der Einfluss Lessings bemerkbar. Diesen Nachweis hoffe ich in einem späteren Aufsatz zu liefern.

J. F. Haussmann.

Madison, Wis.